



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die westfälischen Dome Paderborn, Soest, Osnabrück, Minden, Münster

Hege, Walter

Berlin, 1936

Der Dom Zu Osnabrück

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99457](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99457)



DER DOM ZU OSNABRÜCK

Westfalens Nordwestpfiler, überschwer und hart, ist Osnabrück. Nach der Eroberung des Sachsenlandes bestimmte Karl der Große diesen als Kultstätte und Verkehrsknotenpunkt wichtigen Flußübergang zum Bischofssitz. Das Gründungsjahr des Domes ist nicht sicher feststellbar, wird aber von der örtlichen Tradition sehr früh angenommen. Von einer Weihe durch den Bischof von Lüttich im Jahre 784 wird berichtet. Sein Patron ist der Heilige Petrus.

Der dreigetürmte Dom zieht schon im Fernbilde der Stadt den Blick auf sich. Er liegt aber für den die Stadt Durchschreitenden unsichtbar abseits, und der Anblick seiner Westtürme, wirksam gerahmt durch den davor liegenden Platz, trifft das Auge des Nahenden als schlagende Überraschung. Platz und Dom erscheinen in einer rationalen Härte ohne alles stimmungshaft Intime, die zusammen mit der konventionellen Kuppelhaube des Südturmes französische Städteindrücke anklingen läßt. Dieser Eindruck ist nicht völlig unberechtigt. Die Außenfronten des 13. Jahrhunderts zeigen in der Tat die westeuropäische Eigenschaft des korrekt Gereichten, der rationalen Beherrschung des Temperaments, die sich mit besonders normannischem Einschlag auch auf die Einzelformen erstreckt. Aber daneben beweist das machtvoll hingelagerte Bauwerk nach kurzer Betrachtung, daß hier wie unter einem Zwang eine altertümliche Gesamthaltung siegreich geblieben ist auch in jener haufreudigen Blütezeit des 13. Jahrhunderts, wo die neue Raumform und das Aufbrechen zur seitlichen Ausweitung sonst die alte Schale sprengte. Trotz seiner Erneuerung im 13. Jahrhundert bietet dieser Dom einen frühmittelalterlichen Grundriß und eine ebensolche Raumform dar.

Mehrere bedeutsame Bauteile, nämlich die Kernmauern des Querschiffes und der über der Vierung emporstrebende massige Turm, und ferner der wuchtig schwere Westbau mit seinem von einem gleichen Turmpaar allein übrig gebliebenen Nordturm sind aus frühromanischer Zeit erhalten. Der schwerfällige Kolos des Südturmes aber, der so rücksichtslos jede Anpassung an das

ältere Gebäude mißachtet, ist erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwecks Unterbringung eines großartigen Geläutes aufgeführt worden.

Der heutige Dom steht wahrscheinlich an der Stelle des ältesten Steinwerks karolingischer Zeit. Unstimmigkeiten der Achse in einzelnen Bauteilen mögen auf sehr alte Zeit zurückgehen. Die auffallende Unregelmäßigkeit in der Führung des Kreuzganges bedarf noch der Deutung.

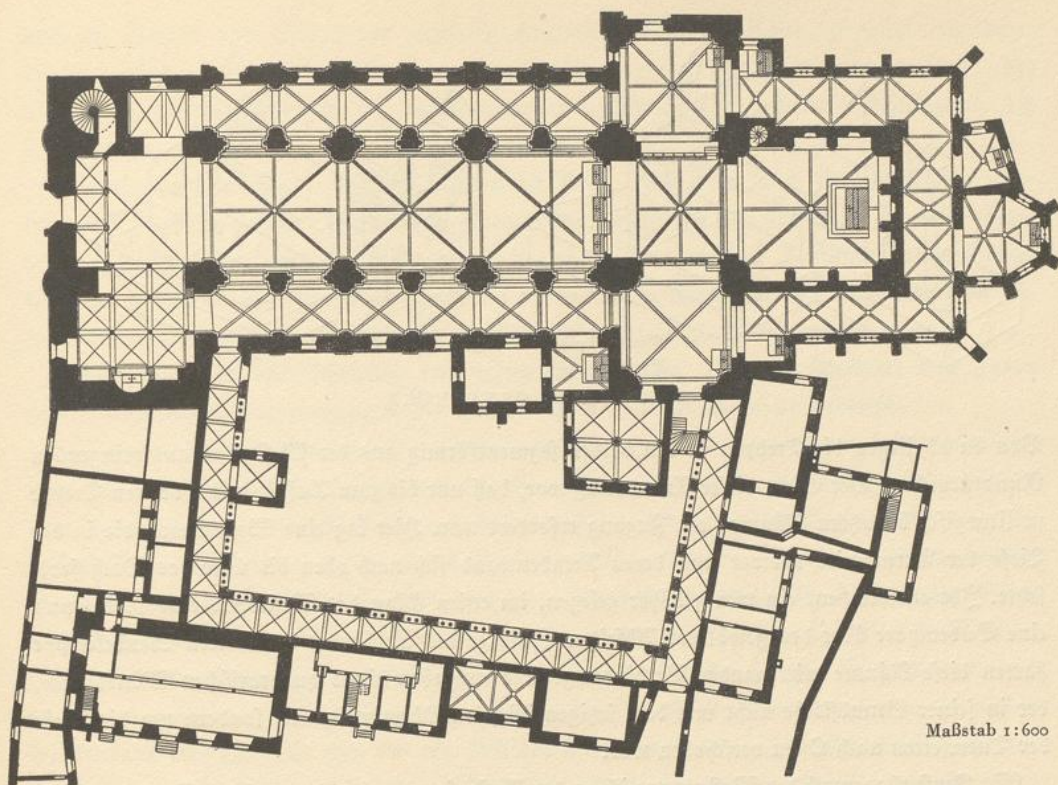
Die jetzigen Abmessungen des Doms von der Westfront bis zum Querschiff gehen, wenn nicht auf noch ältere, mindestens auf Fundamente des 11. Jahrhunderts zurück, über denen im Westen und Osten bedeutende Bauteile noch aus gleicher Bauzeit aufrecht stehen. Daß ein Neubau im Anfang des neuen Jahrtausends, wie fast an allen Domkirchen, so auch hier stattgefunden hat, wird zwar nicht bezeugt durch die Notiz des alten Dom-Metrologs, die den Bischof Detmar (1003—23) fundator, Neubauer von Grund auf, der Domkirche nennt, wie es Nordhoff berichtet, denn diese Bezeichnung hat Bezug auf die Gründung der Stiftskirche St. Johann. Aber das Kernmauerwerk des Querhauses, die Bierung und der Bierungsturm sind bestehende Zeugen dieser durch das ganze 11. Jahrhundert fortgesetzten Hauptbauzeit.

Die Dächer des frühromanischen Bauwerks sind etwas niedriger und flacher zu denken, als die heutigen. Sichtbar über deren Ansaß trat der quadratische Sockel des Bierungsturms und seine Überleitung ins Achteck durch gemauerte gratige Halbkuppeln hervor. Der Eindruck dieses Turmes war dadurch freier und stolzer als heute.

Auch der Westbau weist wegen seiner ungegliederten Schlichtheit und Mauerwucht durchaus auf das 11. Jahrhundert. Der Gesamteindruck ist mit Imads Paderborner Westturm gleichlautend. Daß ein gutbehauenes Quaderwerk für diese Zeit möglich ist, beweist der Dom von Speyer, dessen frühere, schlicht-ernste Bauplanung sich seiner schon bedient, beweisen andererseits Reste ursprünglichen Quaderwerkes im Kloster Iburg, der Gründung Bischofs Bennos II. (1068—88), des bedeutenden geistlichen Bauingenieurs und unerschütterlichen Anhängers Kaiser Heinrichs IV. Niemand würde Bedenken tragen, seiner Regierungszeit den Hauptteil des Westbaues zuzuschreiben — nur schweigt der Biograph über eine Bautätigkeit dieses baufreudigen Bischofs an seiner eigenen Domkirche vollständig, vielleicht, weil es keine Neugründung, sondern ein Weiterbau war. Gewichtige Stimmen, wie die von Nordhoff, sind für Bennos Urheberschaft am Westbau eingetreten, und man muß ihr die Wahrscheinlichkeit zugestehen.

Der Brand von 1100 und die darauffolgende sechsjährige Bautätigkeit, von der die Quellen berichten, ist aber nicht auf den Westbau zu beziehen. Es handelt sich, da Reliquien wieder feierlich zurückgebracht werden, wohl vorzugsweise um den Chorteil, vielleicht auch den ganzen Dachstuhl. Die nächste Nachricht bekundet, daß Bischof Udo (1137—41) „an der wiedererbauten Domkirche die Türme zurichtete“ (aptari procuravit). Dies kann nichts anderes heißen, als daß er die freistehenden Turmendigungen der Westtürme fertig ausbaute, wie auch an dem allein erhaltenen Nordturm kurz unter der (von unten) dritten Fensterreihe das Baumaterial sich ändert und eine Unterbrechung oder Ausbesserung wahrscheinlich macht.

Für den romanischen Dombau gewinnen wir also folgende Entwicklung: Neubau des Domes



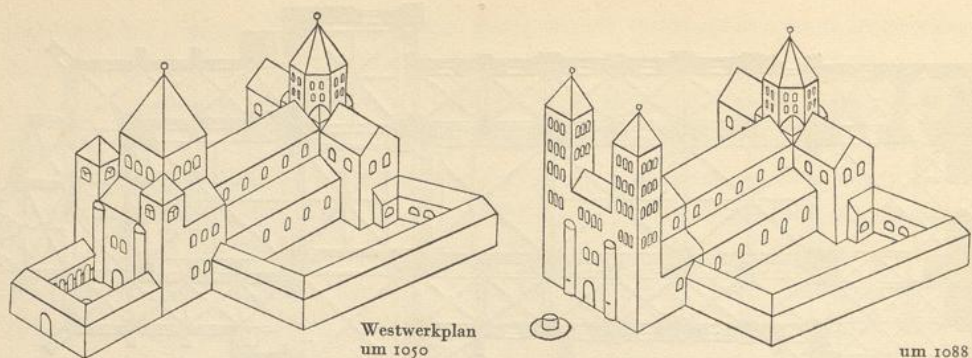
DER DOM ZU OSNABRÜCK

zu Beginn des 11. Jahrhunderts, vollendet durch den Westbau. Brand des Chorteils 1100, Wiederherstellung bis 1106. Vollenbung, vielleicht Änderung der Westtürme um 1140.

Ehe wir zur Betrachtung des nächsten großen Bauvorganges fortschreiten, der zur Einwölbung und nochmaligen Erneuerung eines großen Teils der Kirche führt, muß der Westbau einer genaueren Betrachtung unterzogen werden. (Bild 43.)

Der Bauteil verrät sich als ein ehemaliges Westwerk. Ob an gleicher Stelle im ersten Jahrtausend schon ein karolingischer Vorgängerbau bestand, ist nicht erweisbar. Aber der Vergleich mit dem parallel gelagerten Fall der Soester Peterkirche zeigt, daß wichtige Eigenschaften des älteren Typus auch im 11. und 12. Jahrhundert weiterlebten.

Die heutige Taufkapelle ist der Rest unterer Seitenräume mit Wölbung. Die niedrigen Gewölbe, wohl Tonnen mit Stichtappen, sind über den alten Kämpfern an den Ecken in Rauheiten der Wand noch zu ahnen. Fenster- und Türleinbrüche, auch die damals erweiterte Eingangsarkade mit spätromanischen Kämpferprofilen, sind erst bei der Umgestaltung kurz vor 1200 in heutiger Form geschaffen. Die beiden Westtürme hatten bequeme breite Wendeltreppen, die von der Ostseite zugänglich waren, aber nach einer halben Umkehrung nach der Mitte gewendet aufhörten.



DER DOM ZU OSNABRÜCK

Von da ab liegen die Treppen in den beiden segmentförmig aus der Westwand ausspringenden Rundtürmchen. Der Sinn dieser Anordnung war, daß nur bis zum Aufhören der breiten Treppe zu liturgisch benutzten Räumen ein Zugang erfordert war. Hier lag eine Westempore, die in der Tiefe der Turmbreite vortrat und deren Arkadenwand sich nach oben bis über das Dach fortsetzte. Ihr entsprachen, ein wenig höher gelegen, im ersten Plan des Westwerks eine Nord- und eine Südempore über den gewölbten Absseiten. Infolge des Aufhörens der breiten Wendeltreppe hatten diese Räume miteinander Verbindung. Sie umgaben einen quadratischen Mittelraum, der in seiner Grundfläche nicht mit dem jetzigen Westjoch übereinstimmte, sondern um die Tiefe der Turmseiten nach Osten verschoben war.

Ein Fensterbogenrest der Westempore ist an der Außenfront neben dem rechten Rand der Rose erkennbar. Die vereinsamte Wandöffnung mit ottonischem ionisierendem Säulenkapitell, die von der zu rekonstruierenden Westempore zum Nordturm führt, etwas tiefer als die erwähnten Fenster, sollte sich wahrscheinlich in ähnlichen Öffnungen an der Nord- und Südseite des Hauptraumes in gleicher Höhe wiederholen und der Verbindung der dort vorgesehenen Sängerchorräume mit dem Kircheninnern dienen. Ein turmartiger Abschluß über dem Quadrat dürfte beabsichtigt gewesen sein.

Der Fortsetzer des Westbaues, wie wir vermuten, Benno II., strich die seitlichen Emporen und den quadratischen Mittelturm. Er krönte die Westfront durch ein über der Arkadenmauer der Westempore aufgebautes breites Querglockenhaus zwischen dem höhergeführten Paar der Westtürme. Die schweren Eckstreben dieses hohen Glockenmittelbaues und die Abbruchspur seiner starken Ostwand sind über dem Gewölbe deutlich erkennbar. Das anschließende östliche Quadrat zog Benno mit dem Mittelschiff unter eine gemeinsame Holzdecke. Dieser östliche Teil umfaßte also, wie auch die Abbruchstelle an der Nordwand verrät, die beiden westlichen Portale des jetzigen Langschiffs. Sie haben ihren ursprünglichen Platz bewahrt, der für das südliche durch den Kreuzgang festlag, und klemmen sich in sehr gewaltsamer Weise in die neuere Gliederung hinein. Daß ein Westwerk auch Eingänge am Ostende seiner Seiten haben konnte, zeigt das nördliche Portal von St. Peter in Soest. Ob emporenartige Gelasse, wenn auch nur als große Bodenräume,

noch im Norden und Süden der mittleren Hochwände bestehen blieben, ist nicht erweisbar. Wahrscheinlich muß das von außen unter späterer Blendarkatur sichtbare vermauerte Fenster der Nordwand, dessen Bogenhöhe mit der säulengeteilten Öffnung im Innern übereinstimmt, als Oberfenster eines Basilikaumes aufgefaßt werden.

Noch ein Hinweis auf die Planänderung unter Benno ist gegeben durch die beiden heute sinnlosen Kämpfersteine an den Treppenturmsegmenten der Westfassade. Es sind Reste eines Vorbaues, der aufgegeben wurde, wahrscheinlich eines Atriums. Ein auf älteren Abbildungen des Domes sichtbarer Brunnen, der etwa in der Achse der Kirche wenige Meter vor dem Hauptportal stand, hat als Zeuge dieser uralten Anlage bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts bestanden.

Entsprechend den baugeschichtlich ermittelten Wandlungen zeigt das Westwerk vier Zonen verschiedenfarbigen Steinmaterials, die der allmählichen Erbauung nicht widersprechen.

Die erneute Verwandlung der Domkirche durch den ungewöhnlich wuchtigen spätromanischen Gewölbebau ist bisher nicht befriedigend datiert worden. Allgemein wird ein angeblicher Brand vom Jahre 1253 oder 54 als Ausgangspunkt angeführt. Ein so spätes Datum kann nicht zutreffen. Vielmehr scheint es so, als ob der Neubau von Osnabrück im Wettstreit mit dem benachbarten Münster erfolgt ist, dessen Neubau von 1225—1265 festliegt. Der Ablauf von Westen nach Osten ist beiden gemeinsam, und gemeinsam ist auch, daß zuerst ein bereits bestehender Westbau einen Umbau erfährt, und zwar in einschneidender Weise. Die östliche Verbindungsmauer zwischen den Türmen wurde abgebrochen, damit also die Westempore und das querlaufende Glockenhaus beseitigt, von dem nur ein Teil der Vorderwand blieb. Im Grundriß wurde das unmittelbar der Westfassade anliegende Quadratioch geschaffen, indem starke Pfeilervorlagen emporgeführt und ein mächtiger Gurtbogen über ihnen gespannt wurde. Von den Arkaden der unteren Seitenräume blieb nur jederseits eine, damals vergrößert, übrig, darüber keinerlei Wanddurchbrechung. Ein gewaltig schweres gratiges Kreuzgewölbe wurde über das neugewonnene Westioch gespannt.

Dieser Teil der Arbeiten läßt keinen Zweifel über seine frühe Zeitlage vor 1200. Er diente dem Zweck, die Westanlage zum Westchor umzuschaffen, wie es in Münster bestand. Das Westportal verschwand, eine innere Wand-Arkatur von romanischen Säulen säumte die gerade Westfront. Das große Rosenfenster, das am Ende des 13. Jahrhunderts der Westfront eingefügt wurde, gehört in die konsequente Verfolgung dieses Gedankenganges, ebenso die Einrichtung einer Marienkapelle in der der Taufkapelle gegenüberliegenden Abseite im Jahre 1251, zu einem Zeitpunkt, wo, wie wir sehen werden, das östliche Chor durch Umbauarbeiten ausfiel.

Aber auch der folgende einheitlich durchgeführte Domneubau ist nicht etwa erst nach 1254 begonnen. Das beweist ein vergleichender Blick auf Münster. Wenn man sich zwei so nahe benachbarte Bauhöfen, wie Osnabrück und Münster, nicht außer jedem Kontakt vorstellen will, so ergibt sich die Priorität des Langhauses von Osnabrück ganz zwingend. Man kann das Langhausystem von Osnabrück wohl als Voraussetzung für das von Münster denken, niemals aber die umgekehrte Entwicklung annehmen.

Erst im Ausbau des Chorjoches tritt ausgesprochen münstersches Formengut auf, rheinische

Wandarkaden und Zellerschmuck der Wölbung. Es ist wahrscheinlich, daß nach Beendigung der Wölbungsarbeiten in Münster Bauleute nach Osnabrück übergegangen sind. Damit würde das letzte Jahrzehnt der Bauzeit bis zur Schlußweihe von 1277 (Weihe des Hochaltars) vorzüglich dem Chore gegolten haben. Und wenn (nach Nordhoff 1258) Vermächtnisse ausdrücklich zum Bau des Sanktuariums bestimmt wurden, darf gefolgert werden, daß der Bau an diesem Problem angelangt war, im übrigen fertig dastand.

In den plötzlich sich häufenden Ablassbriefen zugunsten des Domes von 1254 ist von keinem Brande die Rede. Der Sinn dieser Sammlung war Geldknappheit und der Wunsch, den Bau weiterzuführen. Nachdem das Langhaus bestand, mußte der Ostteil des Domes, wie es gleichzeitig in Münster geschah, erneuert werden. Man hätte gewiß gern die älteren Teile ganz beseitigt, beschränkte sich nun aber darauf, das alte Querhaus des 11. Jahrhunderts mit neuen Gliederungen zu ummanteln und im Innern mit Eckeinbauten zur Wölbung zu versehen. Zugleich dienten diese Maßnahmen dem Zweck, die alte Querachse, die erheblich mehr nordwestlich-südöstlich verlief, unmerklich zu berichtigen. Die überall zu beobachtenden Unregelmäßigkeiten sind Zeugen dieses Sachverhaltes.

Wann aber wurde das größte, eigentlich schöpferische Werk, der Bau des neuen gewölbten Langschiffes vollbracht? Anhaltspunkte geschichtlicher und stilistischer Art weisen auf den Bischof Adolf von Tecklenburg (1217—24) als seinen ersten Bauherrn. Unter diesem jugendlich energischen Mann aus wohlhabendem Geschlecht muß um 1220 das Werk begonnen und bis zur Jahrhundertmitte der erste Bauabschnitt beendet worden sein.

Es haben sich also folgende Zeiten für den bestehenden Neubau ergeben: Umbau des Westwerks zum Chor vor 1200, Bau des Langhauses etwa 1220 bis höchstens 1250. Umbau des Querschiffs um 1250—60. Bau des Chorchauptes etwa 1260 bis 1277.

Der Dom von Osnabrück ist ein Typus, der in Deutschland vereinzelt da steht. Der Baumeister ist ein formaler Systematiker von hohem Format, der sich in ernstem Ringen bemüht, die drängenden räumlichen Kräfte des westfälischen 13. Jahrhunderts noch einmal in den starren Kanon der Basilika gebundenen Systems zu bannen. Umsonst: In den wie erregt emporstoßenden Domitälengewölben bricht sich das Räumliche, bis dahin in den Fesseln schwerster bedrängender Massen, gewaltsam Bahn, im allseitig erweiterten Chorchaupt herrscht es unbestritten.

Das Arkadensystem des Innern, von dem man das sinnlose Gesims unter den Oberfenstern als Restaurationszusatz streichen muß, ist am ersten vergleichbar niederrheinischen Bauwerken des Kölner Kunstkreises, besonders St. Andreas in Köln, der Kirche, die auch sonst auf westfälische Bauwerke der Zeit, wie den Chorbau des Doms von Minden, eingewirkt hat. (Bild 46.) Auch das Motiv des die Doppelarkade überspannenden Blendbogens kommt aus dem rheinischen Bereich, wo Echternach sein Hauptbeispiel ist. Die hohen achtriippigen Kuppelgewölbe aber sind ein Zeichen des ebenso wie gleichzeitig in Münster aus dem Westen hereinbrechenden Neuen: der gewaltig weitgespannten Raumform des Domes St. Mauritius in Angers, die bereits in der unteren Blendarkade anklingt, in der Gewölbekonstruktion aber sich sieghaft durchsetzt und das Gefühl

einer Diskrepanz des starren Wandsystems und der hochschwellenden Gewölbeform nicht ganz verstummen läßt. Hier hat der Dom von Münster mit größerer Konsequenz den Raum auch seitlich, wie oben, aufgebrochen und ausgeweitet.

Der Außenbau hat durch die Arkadenfolge an der nördlichen Hochwand immer den Vergleich mit normannischen Werken herausgefordert. In der Tat muß dieses Motiv, das sich in der 1829 abgebrochenen Klosterkirche von Marienhofe in Ostfriesland fast identisch wiederholt findet, von Westen eingeführt sein.

Zwar enthält auch die niederrheinische Baukunst alle Elemente, die am Außenbau des Langhauses auftreten. Die flachen kantigen Wandarkaden, Eifen und Bogenfriese bieten St. Andreas und andere Kirchen Kölns, und ähnliche Arkaden die Oberwände des Donner Münsters. Das Osnabrücker Werk hat aber nicht das Geschmeidig-Zierliche wie rheinische Bauten, es hat den starren Ernst der Normannenhaltung.

Am nördlichen Kreuzarm wirken die strenge Zweiteilung durch Blendarkaden, unter der sich die frühromanische Fenstergruppierung noch verfolgen läßt, und die breiten Wandpfeiler der Ecken wie ein Stück der Trinité von Caen. Dagegen setzt sich am Südquerarm der rheinische Charakter fort, wo in der wohlklingenden Blendenverkleidung paßförmige Kreisfenster auftreten, die vor der Restauration vermutlich Fächerfenster waren, sowie ein solches von Lilienform, jetzt vermauert, im Giebelfeld. Auch im Innern unterscheiden sich beide Querarme durch verschiedenartige Gestaltung der Eckvorlagen, auf denen die Wölbung ruht. Es scheint, als ob zwei verschiedene Meister, der „Normanne“ im Norden, der „Kölner“ im Süden, in der Behandlung des Problems der Modernisierung dieser alten Bauteile wetteifern. Die geschmeidigere Lösung stellen die Rundsäulenbündel des Südarms, die kraftvollere die kantigen der Nordseite dar.

Eine gewagte Ingenieurleistung des Langhausmeisters ist die Unterfangung des Bierungsturms mit neuen spitzbogigen Gurten, von deren möglichem technischem Hergang Nordhoff eine interessante Darstellung gibt.

Die rheinische Formensprache, die am Südark schon Anklänge an Heisterbach bemerken ließ, zeigt in der Anlage des Chorchauptes eine verstärkte Neigung zur Zisterzienserbaukunst. Leicht möglich, daß der Plan bestand, die Wandnischen als tiefe halbrunde Konchen auszubauen, wie es im Anschluß an Heisterbach im dänischen Witskøl geschehen ist. Das Eintreffen der Bauleute von Münster hat dann den Ausschlag gegeben, den Zisterziensercharakter zugunsten der elegantesten kölnischen Spätformen, reicher Arkadengliederung der Wände, dreiteiliger Fenstergruppen und achtrippiger Kuppeldomikale nach münsterschem Vorbilde hintanzusetzen. (Bild 47.)

Die Baudaten des Chores als Abschluß des Gesamtwerkes liegen zwischen 1260 und 1277. Für den Hochaltar, der in diesem Jahre geweiht wurde, sprang von den beiden mittleren Wandpfeilern der Ostwand noch ein dreiseitig frei im Raum stehendes säulengetragenes Gewölbe, das den Altar überdeckte, ein der Rückwand verhaftetes Ziborium vor. Von diesem 1653 abgebrochenen Bauteil waren bis zur letzten Restauration deutlich Spuren sichtbar.

Von den Einzelformen des Innern ist besonders die Entwicklung der Gewölberippen in-

teressant. Alle Seitenschiffjochs des Langhauses haben breite vierkantige Rippen mit zapfenartig hängendem, quadratischem Schlussstein. Dieselbe Bildung zeigt der Südquerarm, hier sind infolge der erwähnten Unregelmäßigkeiten der Eckvorlagen die Rippen stark windschief geführt. Im Mittelschiff treten in immer wechselnder Kombination an den Domikalen Rippen von runder und geschärft runder Form auf, meistens stärkere Diagonal- und schwächere Scheitelrippen. In den beiden enger zusammenhängenden Wölbungen des Chorjochs und der Vierung komplizieren sich die Profile, der geschärfte Stab wird von Kehlen begleitet und tellerartige Schmuckscheiben beleben den Zug der Rippen.

Von geringeren Zutaten, wie dem schmucken romanischen Bogenfries und Giebelkranz an den Türmen, dem Einbruch der Westrose nach Pariser Vorbild gegen 1300 und dem spätgotischer großer Fenster in die Stirnwände der Querarme, abgesehen, ist der Anbau des das Chorjoch umlaufenden dreiseitigen Umganges und seiner Kapellen die bedeutendste bauliche Tat der Folgezeit. Wie vor dem Neubau des frühgotischen Chorquadrates wahrscheinlich noch die Apsis des 11. Jahrhunderts, die auch durch Grabung festgestellt ist, sich unmittelbar an das Vierungsquadrat angeschlossen, so darf auch mit dem Bestehen der Nebenapsiden vielleicht bis zum 15. Jahrhundert gerechnet werden. Dann wurden ihre Öffnungen durch einen das Chorumlaufenden Gang zum blinden Umgang verbunden. Merkwürdig, daß man nicht durch Öffnung der unteren Wandarkaden des Chores eine räumliche Verbindung mit dem neuen Bauteil schuf. Im Gegenteil wurden die Fenster in den unteren Nischen ganz vermauert. Wohl in fast gleicher Bauzeit schlossen sich die beiden östlich vom Umgang sich öffnenden Kapellen, die viereckige Kreuzkapelle und die chorartig schließende Marienkapelle, an. Der Zeitpunkt ihrer Erbauung ist ungefähr bestimmbar durch eine Nachricht, die das Vorhandensein dieser Kapelle im Jahre 1441 bezeugt. Damals muß der Umgang und die Kapellen eben errichtet sein. Die sperrige, totenstarre Haltung ist die von 1440.

Das Mittelalter nimmt Abschied mit der Herstellung des spätgotischen Westportals durch Meister Johann aus Münster im Jahre 1531; gleichzeitig bricht die Neuzeit mit brutaler Wucht herein in dem riesenhaften Südwestturm. Seit 1509 war man mit Vorbereitungen zu diesem Koloss beschäftigt, und von der Hauptbauzeit der 20er Jahre vergingen noch Jahrzehnte, bis er fertig dastand. Einem umfangreichen Geläut, wie man sie damals besonders in den Niederlanden schätzte, sollte hier Platz geschaffen werden. Wir stehen heute ohne Verständnis vor der Rohheit dieser Bauvornahme. Aber sicher weht hier Renaissanceluft, und man schätzte das mittelalterliche Gemäuer gering, auch die spätgotische Lust am Unsymmetrischen wird mitgesprochen haben. Leider ist auch die technische Leistung des Johannes Trippenmaker, der als ausführende Kraft genannt wird, von einer Unbekümmertheit gewesen, die den Restauratoren noch heute zu schaffen macht. Als geschichtliche Erscheinung betrachtet, ist uns auch dieser ungefüge Riese ein Dokument der vielgestaltigen Schicksale des Domes. (Bild 43.)

Die Neuzeit hat den Türmen geschwungene Hauben aufgesetzt; eine westfälisch-„barocke“ mit Bleideckung, die urkundlich nachweisbar schon 1523 errichtet wurde, krönt den Nordturm, eine ungeheuer schwere mit Kupfer von 1772, deren eleganter Louis-seize-Umriss den Betrachter hoch-

mütig seiner Verwunderung überläßt, den südlichen. Sie gibt zusammen mit den gradlinigen Plätzen den flüchtigen französisch-rationalen Eindruck, von dem anfangs die Rede war.

Früher muß anstelle der jetzigen Jesuitenkirche der Bischofshof gestanden haben. Die in doppelter Manneshöhe sichtbare vermauerte Tür im Nordquerarm hat, ebenso wie an anderen Domkirchen Westfalens, einer brückenartigen Verbindung vom Bischofshof zum Dom gedient. Von ihr führte eine jetzt in der Mauer eingeschlossene Treppe in den nördlichen Kreuzflügel hinab.

Das Innere des Domes wurde im 18. Jahrhundert durch eine Stuckdekoration des Rokoko verändert. Ihr fielen alle alten Kapitelle des Innern zum Opfer; die jetzigen sind geschickter Ersatz des Restaurators. Drei alte Kapitelle von hoher Qualität sind in der mit dem Bau des Langschiffes gleichzeitigen Sakristei erhalten geblieben. Die umfassende Neugestaltung und Ausmalung der 80er Jahre des letzten Jahrhunderts bestimmt, nicht ohne stimmungsvollen Klang, den heutigen Eindruck des Doms.

An innerer Ausstattung früherer Zeiten ist infolge überaus großer, teilweise den Restaurationen zur Last fallende Verluste nicht Vieles, doch dies ausnahmslos qualitativ, bewahrt geblieben.

Das schönste Prachtstück ist das bronzene Taufbecken, dessen Entstehungszeit ziemlich scharf auf 1226 zu bestimmen ist. (Bild 48, 49.) Wilbrand von Oldenburg, Bischof von Paderborn, damals vorübergehend Verweser des Bistums Osnabrück, hat dieses Werk gestiftet. Unmittelbar vorher war durch seine Stiftung der allbekannte Hildesheimer Taufkessel gegossen, das meisterhafteste Stück dieser Art, das Deutschland besitzt. Die Taufe von Osnabrück, die Meister Gerhard arbeitete, ist aber, obwohl viel schlichter, dem Hildesheimer Werk künstlerisch ebenbürtig. An Stelle des byzantinisch beeindruckten Reichtums dort ist hier eine noch dem deutschen 12. Jahrhundert verpflichtete, zeichnerisch präzise, plastisch zurückhaltend delikate Haltung getreten. Das Stück als Ganzes, aus einem Guß, ist als handwerkliche Leistung nicht leicht zu übertreffen.

Der gewaltige und ergreifende Triumphchristus, dessen Entstehung nahe an die Mitte des 13. Jahrhunderts rückt, muß für sich, ohne das erneuerte Kreuz und seine Anhängsel, gewertet werden. Ursprünglich stand er auf einem Balken, dessen Einsatzstellen noch erkennbar sind. (Bild 50, 51.)

Erst am Ende des Mittelalters können wir in Osnabrück wieder eine Vorstellung der bildenden Künste gewinnen. Die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, die in der Baugeschichte des Doms so bedeutungsvoll sind, stellen auch für die bildenden Künste in Osnabrück einen letzten Höhepunkt, freilich unter münsterschem Einfluß, dar. Die zierliche Apostelreihe vom ehemaligen Lettner, wohl kurz vor 1520 entstanden (jetzt im Diözesanmuseum) und die monumentale Folge von lebensgroßen Steinaposteln, die, früher im Chorumgang, jetzt an den Mittelschiffspfeilern stehen, muß für vieles Verlorene entschädigen. (Bilder 52, 53.) Eine Datierung auf 1525 findet sich an der Konsole des Bartholomäus, den der Dechant Lambert von Snetlage stiftete. Der Meister ist nicht bekannt.

Die Kapellen um den Chorumgang enthalten mehrere vorzügliche Kunstwerke. Die ergreifende Beweinungsgruppe mit gemalter Rückwand, wohl gegen 1500 aus dem Kreis des Johann Körbecke, lehnt sich in Form und Thema der Darstellung an Roger van der Weyden an.

Auf dem Altar der Kreuzkapelle steht, ähnlich wie das Westphalen-Epitaph in Paderborn als Altaraufsatz verwandt, das Snetlage-Epitaph von 1517. In der anstoßenden Kapelle der schöne holzgeschnitzte, leider der Flügel beraubte Margarethenaltar, Stiftung zweier Familien nach 1520.

Ganz Weniges haben die Restaurationen von der barocken Ausstattung gelassen. Neben der arg verstümmelten Kanzel sind es zwei wertvolle Stücke, das Epitaph des Boldwin Wosß († 1617) von Adam Stenelt, und die pompöse, durch den ersten Titular nur halb ausgefüllte Epitaphwand des Ferdinand von Kerßenbrock († 1754).

Südlich vom Dom liegt, von den Armen des schweren romanischen Kreuzganges umfassen, der stille Kreuzgarten, leider durch den erweiterten Sakristeibau und die nüchtern erneuerten Obergeschosse des Stiftsgebäudes etwas um seine stimmungsvolle Wirkung gebracht, über dem die wie ewig ragenden Massen der Türme in machtvoller Herbeität Wache halten.